

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Herausgegeben für die Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committée.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich
zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. A. Adelsberg, Watertown, Wis.

6. Jahrg. No. 24.

Watertown, Wis., den 15. August 1871.

Lauf. No. 132.

Morgenlied.

(Met.: Jerusalem, du hochgebauete Stadt.)

Heb' an dein Lied, du hochbegnadet Herz,
zu deines Herren Preis
Mit Harfenton und Sänge himmelwärts,
zu Ihm, der um dich weilt!
Weit über alle Meere,
Weit über alle Berge und Land
zu Seinem Thron dich lebre,
Ergreif' die Vaterhand!

Erbarmer Du der Kinder allzumal,
Du hast auch mich bewacht,
Und sendest neu den Morgen Sonnenstrahl
Nach ruhevoller Nacht!
Weit über alle Höhen,
Weit über tiefes Meer
Läßt Deine Huld ersehen
Die Sonne hoch und hehr!

Nimm, reicher Herr, mein armes Opfer Du,
Gebetsweibrauch an,
Weil ich, so schwach, für Deinen Ruhm herzu
Nichts Besseres bringen kann!
Weit über alle Klüften,
Weit über tiefes Thal
Des Opferrauches Spuren
Der Gläubigen zumal!

Reglere Du mich, Herr, auch diesen Tag
In allem meinem Thun,
Daß Andre's nicht mein Sinn erstreben mag,
Als nur in Dir zu ruhn!
Weit über alles Denken,
Weit über all' Begeh'r
Willst Du durch Güte lenken
Zur Buße immer mehr!

In Sorge nicht kann ich dann untergehn,
Ich werfe sie auf Dich;
Aus Trübsal muß mir traurer Trost erstehn,
Daß Kraft Du güttest mich!
Weit über allem Leide,
Weit über Kreuzeslast
Geht Deiner Christen Freude,
Die Du bereitet hast!

Erbarmungsvoll, mein Heiland Jesu Christ,
Hast Du auch mich befreit;
Weil Deine Kraft ob meiner Schwachheit ist,
Fürcht' heute ich kein Leid!
Weit über alle Sünden
Und blutesrothe Schuld
Läßt Deine Gnad' sich finden
In blut'ger Kreuzeshuld!

Es möge nur nach Deinem Willen gehn,
Der sei mir lieb und leicht;
Im Kreuze läßt Du selber Kraft erstehn,
Die süße Tröstung reich!
Weit über allen Wesen
Im Himmel und auf Erd':
Bist einzig Du erlesen,
Mein Heiland, treu und werth!

G a s t a.

tragen wird. Von einem kleinen, unscheinbaren Blättchen, das in seinen Anfängen nur einmal des Monats erschien, ist es zu dieser ansehnlichen Größe herangewachsen und kann sich nun andern Kirchenblättern, die bedeutend älter sind, ohne Scham zur Seite stellen, darf darum wohl auch darauf rechnen, in seiner doppelten Größe ein doppelt willkommener Gast bei seinen Lesern zu sein. Denn das steht jeder auf den ersten Augenblick, daß in diesem Formate das Blatt noch einmal soviel Lesestoff bringen wird, als es bisher zu bringen vermochte, und ist die Redaction durch diese Vergrößerung in den Stand gesetzt, den Inhalt weit mannigfaltiger und reichhaltiger zu machen, als es bei dem bisherigen beschränkten Raume geschehen konnte. Und da das Blatt in seiner jetzigen Gestalt nur einen Dollar das Jahr kosten wird, so ist zu hoffen, daß es nicht nur keine seiner alten Leser verlieren, wohl aber viele neue gewinnen wird.

Da in dieser Nummer eine neue und sehr anziehende Erzählung begonnen ist, so werden wir neuen Unterschreibern diese Nummer nachliefern.

Noch machen wir darauf aufmerksam, daß alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Geldsendungen u. s. w. zu adressiren sind: Rev. A. Adelsberg, Watertown, Wis.

Wechselblätter sind gebeten, von jetzt ab zu adressiren: Gemeinde-Blatt, Watertown, Wis.

An unsere lieben Brüder in Minnesota.

Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir frohlich. Diese Worte werden Euch Brüder im Amte an die gesegneten Tage unserer jüngst vergangenen Synodalsitzung erinnern, wo der Herr durch seine Gnade uns Großes glauben, Großes thun und noch Größeres hoffen ließ. Er ließ uns Großes glauben, nämlich seine köstliche Gnade gegen uns und alle armen Sünder, gegen seine ganze Kirche auf Erden, die in Christo begonnen, auch in Christo ihr selbigen Ziel hat. Er ließ uns Großes thun, nämlich Zeugniß ablegen gegen den Irrthum in Lehre

und Leben und gab uns Freudigkeit auszugeben von einer Gemeinschaft, die nicht treu gegen die Wahrheit ist und zeigte uns Wege zur Gemeinschaft mit denen, die in dieser letzten, betrübten Zeit Gottes Wort unverfälscht zu halten gesonnen sind. Er stellte uns hoch und ließ uns das große Feld überschauen, das reis zur Ernte ist, damit wir fragen sollten: Können wir nicht mithelfen, um Arbeiter für diese Ernte zu gewinnen? „Wir wollen beten, daß der Herr der Ernte Arbeiter in seine Ernte schicke,“ war wohl unser aller Entschluß. Aber wer sind denn diese? Und Er zeigte uns die Jünglinge unserer Gemeinden, die schon an der Mutterbrust unserer Kirche so weit herangegeben sind, daß sie zur Hoffnung berechtigten, sie möchten einst Sichel und Rechen nicht übel führen in der vorhingedachten Ernte, wenn sie nur zu dieser Arbeit herangezogen würden. Und wir mochten es uns verbergen wollen oder nicht, die heilige Verpflichtung lag klar vor unseren Augen: Wir müssen unsere Jünglinge heranziehen zu dem großen und heiligen Beruf des Predigtamtes. Das Nächste war wieder — Sorge und Angst. Wie kann's geschehen? Wo nehmen wir Anstalten und Lehrer her? Wo soll der Unterhalt für Lehrer und Schüler herkommen? Wieder einmal durften wir die gnädig-führende Hand Gottes erkennen. Er öffnete uns das Herz unserer Glaubensbrüder in Wisconsin, denen Er schon früher Anstalt und tüchtige Lehrer gegeben hatte, die gewährten uns Mitgebrauch ihrer Güter, gaben uns Recht an ihrer Anstalt, so daß wir mit herzlichem Dank gegen Gott sagen können: Nun sind wir auch in die Reihen derer getreten, die Gottes Ackerfeld in umfassender Weise bebauen dürfen und können. Zwar möchte dieser und jener seufzen über die vermehrte Arbeit, die nothwendigen Opfer, welche mit solchem Werk verbunden sind. Allein empfand jenes Weib es als ein schweres Opfer, als sie das Glas mit köstlichem Nardenwasser Jesu auf's Haupt goß? Als Paulus alles, was sonst sein Herz für groß und schätzenswerth hielt, um Christi willen für Schaden und Dreck achtete, war ihm das eine drückende Arbeit? Nein, beide hielten das für eine große Gnade, im Dienste Jesu stehen und alles drangeben zu können, was in der Welt hoch geschätzt wird. Wohlan! derselbe Herr will auch uns diese Gnade erweisen. Wir und unsere Gemeindeglieder dürfen uns drängen lassen von der Liebe Christi

Zur Beachtung.

Diese letzte Nummer des laufenden Jahrgangs präsentirt sich den lieben Lesern schon in dem neuen Gewande, das unser Gemeinde-Blatt in Zukunft

zum Gebet, zum Opfer an Zeit und Geld. Ist manche Mühe mit unseren neuen Pflichten verbunden — nun Großes ist auch großer Mühe werth. Und am Ende ist es doch der Herr, dem alles Gold und Silber der Erde gehört, der auch die Herzen willig machen kann zu seinem seligen Werk, der alles thun muß und wir sind lediglich Werkzeuge in seiner Hand.

Ferner ließ Er uns ein Kirchenblatt für unsere Gemeinde gewinnen. Das „Gemeindeblatt“ ist nun auch unser Organ. Durch dasselbe dürfen wir den Seelen, die uns anvertraut sind, nicht nur viel geistliche Nahrung bieten, sondern können ihnen auch stets kund thun, wie es um unsere Sache steht. Es ist Euer Wille gewesen, daß einer aus Eurer Zahl an diesem Blatte mitarbeiten soll. Da darf er doch auch auf Eure Ermunterung und Mithilfe rechnen. Die Redakteure dieses Blattes sind von dem ernststen Wunsche besetzt, den Lesern solche Waare zu bieten, die mehr werth ist als Gold und Silber, nämlich die reine Lehre des göttlichen Wortes. Sie geben gern ihre Zeit und Arbeit umsonst. Nun helft mit, daß sie Freudigkeit zu dieser Arbeit behalten. Haltet es einem von ihnen zu gut, daß er, da er diese Pflicht übernimmt, Bitten ausspricht. Lasset uns denn erkennen, daß auch im „Gemeindeblatt“ uns und unseren Gemeinden etwas Großes gegeben ist. Sorget dafür, daß jedes Gemeindeglied dasselbe hält und liest. Dadurch wird uns auch die Aufbringung der nöthigen Mittel leichter, die wir für den Unterhalt eines Professors bedürfen. Wenn viele Hände für einen Zweck thätig sind, dann kann etwas Tüchtiges erzielt werden.

Gott der Herr sei uns gnädig und fördere das Werk unserer Werke bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle Er fördern. Amen.

St. Paul, Winn.

J. H. S.

(Für's Gemeindeblatt eingesandt von P. S.)

Ob und wiewfern sich ein Pfarrer anderer Pfarrkinder nicht annehmen oder auch ein Pfarrkind von seinem ordentlichen Pfarrherrn zu einem andern nicht wenden solle.

(Schluß.)

Auch soll an diesem Orte in diesem Fall aus dieser schweren Sache nachfolgendes hartes Argument und Gebot wohl betrachtet werden.

Matth. 5 spricht Christus: Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altare deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder und alsdann komme und opfere deine Gabe. Und Matth. 6: Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben. Marci 11: Und wenn ihr steht und betet, so vergebet, wo ihr etwas wider jemand habt, auf daß euch euer Vater auch vergebe eure Fehler. Und St. Paulus sagt 1 Tim. 2: So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände ohne Zorn und Zweifel.

Diese und etliche andere dergleichen Sprüche zeigen so viel an, daß des Herrn Christi und St.

Pauli Meinung und Gebot ist, daß man in keinem Zorn und Unwillen opfern und beten, und also auch das hohe würdige Sakrament empfangen soll. Und es sollen die, so da beten oder das Sakrament empfangen wollen, nicht allein sich mit denen versöhnen, die etwas wider sie haben, das ist, denen sie selbst Unrecht gethan haben, sondern sie sollen auch von Herzen gern und aus Grund des Herzens allen andern Leuten verzeihen und vergeben von welchen sie beleidigt worden sind. Soll nun das gegen einen jeden Menschen, der unser Nächster ist, geschehen, so gebührt sich in alle Wege auch gegen unsere ordentlichen Seelsorger.

Die nun aber im Unwillen und ohne Versöhnung mit ihren ordentlichen Seelsorgern bei andern hingehen, beten und opfern u. s. w., die handeln ja offenbarlich gegen angezogene Meinung und Gebot des Herrn und St. Pauli. Derhalben mag ein Pfarrherr hiemit zusehen, was er thut, daß er gleichwohl solchen Leuten das Sakrament reichet.

Wenn aber solche Leute vermocht und beredet worden, daß sie sich mit ihren Seelsorgern vertragen und versöhnen, so wäre es billig, daß sie nach solcher Versöhnung bei ihnen blieben und wie zuvor von denselbigen Absolution und Sakrament empfangen. Solches wäre ein Zeugniß, daß die Versöhnung nicht eine gefärbte Heuchelei, sondern von Herzen geschehen wäre.

Wo sie das aber zu thun sich weigern, so ist noch gefährlich mit ihnen und wird dadurch das Herz verrathen, daß noch ein Stift vom alten heinlichen Groll darin sei und es behaften kann, darüber noch zu bedenken, wie gleichwohl solche Leute bei andern das Sakrament und Absolution suchen und empfangen mögen.

Derhalben, nach dem solche und viel andere Schäden, so aus gemeldeter Unordnung folgen, nicht so geringe sind, als sie wohl anzusehen und gehalten werden, so geben sie billig eine Ursache, um welcher willen es nicht frei stehen kann, daß ein jeder, wenn es ihm gefällt, sich von einem jeiner ordentlichen Pfarrer abwende und bei einem andern Absolution und Sakrament hole.

Auf solche und dergleichen in Gottes Wort verfaßte und gegründete Ursachen haben sonder Zweifel die alten heiligen Väter vor vielen hundert Jahren, da die christliche Kirche mit des Päbstes abgöttischer Lehre und Zwang noch nicht sogar beschmutzt und besetzt gewesen, gesehen und gefasset, und haben in etlichen der ältesten Concilien beschlossen und verordnet, daß diese Ordnung gehalten werde:

1. daß kein Bischof oder Pfarrherr in eines andern Kirchspiel greifen, noch derer, die andern anbefohlen sind, sich annehmen solle;

2. daß auch die Pfarrleute sich von ihren ordentlichen Bischöfen und Seelsorgern nicht begeben, muthwillig Kotten, Trennung und Sonderung anrichten, noch die ihren verlassen sollen.

Und haben dazu vermeldet, daß, wenn solches geschehe, es Sünde sei und den Zorn und Strafe Gottes nach sich ziehe. Aus denselben Zeugnissen der alten Kirche sollen jetzt etliche wenige erzählt werden, weil es ohne dem nicht fordert, derselben mehr zu setzen.

Aus dem dritten Concil zu Carthago im 20. Kapitel: Es ist fürs beste beschlossen, daß von keinem Bischof fremde Pfarrleute weggenommen und

bedient werden. So soll auch kein Bischof in das Kirchspiel seines Collegen eingreifen. Dieses Concil ist im Jahre 401 nach Christi Geburt gehalten worden, und St. Augustinus hat demselben beigewohnt im dritten Jahr nachdem er zum Bischof zu Hippo erwählt worden war.

Item der heil. Märtyrer Cyprian schreibt von den Zuhörern oder Pfarrleuten, die Trennungen machen und sich von ihren Seelsorgern zu andern wenden, also: Es sind ohne Hoffnung und laden auf sich das höchste Verderben von Gottes Zorn, alle die, so Trennungen machen, ihren Bischof verlassen, und sich anderwärts einen falschen Bischof setzen oder suchen.

Item: Es ist auch allen also gesetzt, und ist zugleich recht und billig, daß eines jeden Sache da verhört werde, wo der Unfall oder das Laster sich zugetragen hat, und ist einem jeden Hirten sein Theil der Heerde zugeschrieben, welches er also regieren soll, daß er für sein Thun dem Herrn Rechenschaft geben kann. Es müssen auch Diejenigen, denen wir vorstehen, nicht hin und her von einem zum andern laufen, noch die Einigkeit der Bischöfe und Lehrer mit ihrer betrüglischen und hinterlistigen Unbedachtsamkeit zertrennen und von einander reißen.

Dieser Lehrer hat noch vor dem heil. Augustinus gelebt, etwa 250 nach Christi Geburt; daraus man denn abnehmen kann, daß die alten treuen Lehrer an solcher Ordnung festgehalten haben.

Und ob sie wohl mit ihren Beschlüssen, so sie aus Gottes Wort genommen, beides Lehrer und Zuhörer an gemeldete Ordnung gebunden haben, so haben sie sich doch durch die groben und tölpischen Reden nicht beunruhigen lassen, daß Leute sein sollten, die es dahin deuten wollten, als wäre hiermit aufgehoben, daß ein Lehrer oder Bischof keine öffentlichen Schriften an andere, denn allein an seine Leute ausgeben lassen dürfte. Item, daß Niemand irrende, verführte Leute an andern Orten vor falscher Lehre warnen, den Wolf anschreien und nützliche und nöthige Erklärungen der Schrift an den Tag geben dürfe, und daß auch andere Leute die Schriften solcher warnenden Lehrer nicht lesen, und wo sie recht sind, nicht annehmen und sich darnach richten dürfen. Allein darum, weil verordnet ist, daß billig ein jeder Bischof die Seinen und nicht Andere, so ihm nicht befohlen sind, versorgen und die Schäfslein bei ihren ordentlichen Hirten bleiben sollen.

Denn dies alles, was aus Gottes Wort zu guter und nothwendiger Ordnung vorgeschrieben wird, benimmt dem andern allgemeinen Amte der Prediger und Bischöfe gar nichts, nach welchem sie schuldig sind, ihres Vermögens vor jedermann von der Wahrheit Zeugniß zu geben, mit nützlicher Auslegung der Schrift der ganzen allgemeinen Kirche zu dienen, der Lüge zu widersprechen, nicht allein bei den Thren, sondern bei allen Menschen. Und wo solche von andern angenommen, gelesen, geliebet und gelobet wird, hat sich kein Theil vergriffen und wider diese Ordnung gehandelt, sondern das gethan, was ihm nach seinem gemeinen Christenstande und Beruf gebührt und auferlegt ist.

Schuldig und Schuldlos.

1. Hundert Groschen schuldig.

Auf der großen Hofkoppel des adeligen Gutes Rothenfelde war ein reges Leben und Treiben, denn es ward zur Haserfaat gepflügt. Die Leute nannten die große, wohl hundert Tonnen Landes haltende Koppel „up'n Kläv“. Auf dem höchsten Punkte stand der Vogt, das Treiben überblickend, unbeweglich auf seinen Stock gestützt, — eine alte, witterteste Gestalt mit braunem Antlitz und verwetterten Bügen. Mehr als sechzig Mal hatte er's erlebt, daß der „Kläv“ besäet und abgeerntet ward; so kannte er denn auch jede Scholle und jeden Abzugsgraben so genau, wie den kleinen Garten, den er alle Jahr bepflanzt. Sah man den alten Mann aus der Ferne, da konnte man ihn wohl für einen aufgerichteten Stein oder Pfahl halten, so unbeweglich stand er oft Stundenlang, bis zur festgesetzten Zeit sein Ruf „Feierabend!“ über die weite Koppel hinschallte und er langsam sich aufmachte, den Knechten und Tagelöhnern voraus dem Hofe zuschreitend. Augenblicklich war aber noch heller Nachmittag und der Feierabend noch weit; es sollte noch ein gut Stück Arbeit gethan werden. Darnach waren denn auch die Arbeitskräfte. Nicht weniger als vierundzwanzig wohlbespannte, theils von den Hofknechten, theils von Tagelöhnern getriebene Pflüge waren im Gange, dazu auf einem andern Theil der Koppel eine Anzahl Eggen, wo man eine ganze Reihe von Säcken aufgestellt sah, die das Saatkorn enthielten, das heute noch in den frisch gelockerten Boden eingestreut werden sollte. Es war ein schöner, sonniger Apriltag. Wenn auch der scharfe Ostwind, der aus der nahen See herüberblies, dem Vogt droben auf der Höhe kalt um die Nase spielte, in den tiefer gelegenen Theilen des Landes merkte man nicht viel davon. Zahllos stiegen die Lerchen mit unermüdlicher Kehle in den blauen Himmel; zahllos zogen auch die krächzenden Raben und Krähen in den Furchen hinter den Pflügen her, allerlei Gewürm und Larven auflesend mit gefräßigem Schnabel; — dazu die gleichmäßig hin- und herschreitenden Pflüger und Säemänner, die Rektoren im festen, ununterbrochenen Takte in den umgebundenen Kornsaß greifend und mit hogenförmigem Wurf die goldenen Körner austreuend. Wenn man sich zu dem alten Vogt auf die Höhe stellte, so war's ein ächtes Frühlingbild, das sich umher ausbreitete, voll Schönheit und Leben. Der Alte hatte es aber schon viel zu oft gesehen, als daß diese Schönheit noch einen Eindruck hätte auf ihn machen können. Sein Blick war den Pflügern zugewandt, und er hatte unter diesen besonders Einen ins Auge gefaßt. Die Uebrigen waren alle mit dem langen, grauen Kittel bekleidet, wie ihn die Tagelöhner und Knechte tragen in den adeligen Gütern, der, fast bis an die Ferse herabreichend, die Gestalt verhüllt und unkleidbar einen schlotternden Eindruck macht, so daß, aus der Ferne gesehen, der jüngere Mann aussieht wie ein alter. Der eine Pflüger aber, den der Vogt ins Auge gefaßt, hatte seinen Kittel abgeworfen und ging nun in Hemdärmeln hinter dem Pfluge her; es mochte ihm zu warm geworden sein. Daher sah man die Umrisse seiner hohen, stark gehauenen Gestalt, wie er so fest und leicht dahinschritt in den schweren rindsledernen Stiefeln mit finger-

dicke Sohlen, wie der Oberkörper so schlank und geschmeidig sich aus den breiten Hüften hervorlehnte, und wenn er die lange Peitsche schwang, nicht um die Rosse zu schlagen, sondern um einen lustigen Knall weit über das Feld hintönen zu lassen, dann lag in der Armbewegung eine Fülle von Kraft und Lebenslust. Das war Matthies, der Vorknecht auf dem Hofe, des alten Vogt Schwestersohn.

Als der Alte so sein Auge auf dem jungen Bur-schen ruhen ließ und seinen rüstigen Bewegungen folgte, lag beinahe ein weicher Ausdruck in den tiefen Furchen seines Antlitzes, denn er hatte großes Wohlgefallen an dem Jungen, an seiner tüchtigen Arbeit, seiner Jugendkraft, seinem ganzen offenen, fröhlichen Wesen. Wenn er ihn ansah, trat ihm die eigene Jugend, die nun schon so weit zurücklag, wieder vor die Seele. Zwar die Fehler des Vorknechts waren ihm auch nicht verborgen; er wollte eben allenthalben in trotziger Kraft und oft wider dem Uebermuth der Vorknecht sein, und litt es nicht, daß Einer ihm den Rang ablief, konnte aufbrausen in maßloser Festigkeit, — und als gerade in diesem Augenblick der Alte beobachtete, wie Matthies mit einem wilden, ungeduldigen Ruden den schweren Pflug federleicht aufhob und zur Seite warf, weil die Pflugschaar auf irgend ein Hinderniß, einen Stein oder eine Wurzel, gestoßen war, da murmelte er zwischen den Zähnen: Na, Na, mein Junge, man sacht, man sacht! Du warst Du de Hoornis of nog asloopen!

Während dessen ging Matthies hinterm Pfluge und hatte auch seine Gedanken. In diesem Augenblick waren's Pferdegedanken. Jeder Hofknecht hatte ein Gespann von Vieren; es ward auch mit Vieren gepflügt, weil der Boden schwerer Lehm war. Der Vorknecht hatte vier kräftige Hellbranne, unter welchen das eine, von feinerem Bau als die andern, eine Stute, des Matthies erklärter Liebling war. Auf diesem ritt er, eins der andern am Zügel nebenher führend, wenn's vom Hofe hinausging zur Arbeit oder Abends wieder heim. Von jeder Maßzeit brachte er dem Pferde einen Bissen Brod. Jetzt ruhten seine hellen, freiblickenden Augen auch mit zärtlichem Ausdruck auf dem Thier. Ein immer wiederkehrendes Aergerniß war's ihm an jedem Sonnabend, wenn der Verwalter auf dem Kornspeicher den Knechten ihren Hafer zumas; nach seiner Ansicht war dies Maß viel zu knapp, und er meinte, es sei eine Schande, den Thieren alle Tage die schwere Arbeit abzuverlangen und dabei so mit dem Hafer zu geizen. — Auf allen großen Gutshöfen haben die Bauknechte in dieser Sache eine sehr laze Moral. Wenn sie's nur irgend möglich machen können, stehlen sie Hafer über das bestimmte Maß für ihre Thiere, meinen auch damit gar kein Unrecht zu thun, da der Vortheil doch auf Seiten der Herrschaft.

Matthies hatte schon oft darauf gefonnen, wie es zu machen wäre, den Braunen etliche Spint extra zukommen zu lassen. Er hatte schon dem Verwalter den Vorschlag gemacht, ihm das Einmessen für die Hälfte der Knechte zu übertragen; der hatte ihn aber brummend abgewiesen, weil er seine Leute kannte. — Jetzt, hinterm Pfluge herschreitend, kamen ihm wieder allerlei Gedanken, und er entwarf einen Plan, durch Ansetzen einer Leiter an den Kornspeicher und Abheben einiger Dachziegel, bei

Nacht hineinzukriechen und den wackeren Thieren, die jetzt wieder so rechtschaffen ihre Arbeit thäten, die längst gewünschte Wohlthat zuzuwenden. Es thue ihnen aber auch Noth, meinte er in seinem Sinn; bei der harten Frühjahrsarbeit seien sie schon so mager geworden, daß man die Rippen zählen könne. Als der Plan in seinem Kopfe fertig war, schwang er gewaltig seine Peitsche. Die Pferde spitzten die Ohren, als ob sie wüßten, daß dies das abschließende Punktum wäre hinter einer Sache, die sie sehr nahe anging. Und wenn der alte Vogt droben auf der Höhe der Koppel den Zusammenhang dieses schallenden Peitschenknalls mit den Gedanken des Vorknechts geahnt hätte, wahrscheinlich würde seine Freude an dem fixen Keel etwas getrübt worden sein. Uebrigens fand Matthies unter den Knechten leicht Verbündete, und die Sache ward zweimal glücklich ausgeführt, zur großen Befriedigung der Ausführenden und namentlich auch der eigentlichen Nutznießer, der Braunen. Der Verwalter schien nichts gemerkt zu haben.

Es war am zweiten Sonntag darnach, als Matthies wohlgenuth und sauber gekleidet vom Hofe in den Nachmittagsstunden dem zum Gute gehörigen Dorfe zuschritt. Die kurze Peise dampfte lustig, und unterm Arm trug er ein Bündel mit schmutziger Wäsche, die seine alte Mutter für den Sohn reinigte. Die Alte war schon lange Wittwe; sie bewohnte eine Kammer in einer Kathe, worin außer ihr noch mehrere Familien mit reichem Kinderseggen wohnten. Die Kammer war im Winter nicht heizbar; dann ward ein großer, eiserner Graven mit Kohlen hineingestellt, — natürlich eine sehr mangelhafte und ungesunde Heizung. So war's aber damals noch in fast allen Wittwenkammern. Ihren nothdürftigen, sehr spärlichen Unterhalt hatte die Alte im Sommer durch Arbeiten im herrschaftlichen Garten, im Winter durch Spinnen. Heute schien die Aprilsonne warm in das Kammerlein. Die alte Margreth aber war in ihrem Garten mit Graben beschäftigt, wie fast alle Leute im Dorfe es waren, trotz des Sonntagnachmittags, ja, wir können sagen, eben weil's Sonntag war, denn an den Werktagen mußten alle zu Hofe gehen; für die eignen Geschäfte blieb nur der Sonntag übrig. Margreth hatte ihren Matthies schon die Dorfstraße heraufkommen sehen und trat gleich hinter ihm in die Kammer, die Hände sich abreibend an der groben, blauen Schürze. Die arme, alte Wittwe war eine von den Gestalten, welchen man die Mühsal und Beladenheit des Wittwenstandes beim ersten Blick ansieht. Sie ging beständig in gebückter Haltung, als läge eine Last auf ihren Schultern; ihr Antlitz war bleich und tief gefurcht, die Augen blickten trübe und waren roth gerändert, wie von vielem Weinen. Sie hatte auch viel, viel geweint, die alte Margreth, und der Quell ihrer Thränen war noch nicht versiegt. Man mochte ihr wohl wünschen, daß sie ebenso gewiß, als der Psalmist, von ihren Thränen sprechen möchte: „Ohne Zweifel, Du zählst sie!“ In diesem Augenblick aber blickten die matten Augen fröhlich, denn ihr Matthies, der stattliche, tüchtige Junge, war der Stolz und die Freude ihres Mutterherzens, der Liebling aus der langen Reihe von zehn Kindern, die sie geboren und mit viel Hunger und Kummer groß gezogen. Auch Matthies begrüßte die Alte mit einem frischen, herzli-

chen: Na, Mutter, wo geht denn? — und Beide setzten sich auf die zwei hölzernen Stühle, die vorhanden waren, Margreth mit einem tiefen Aufathmen, als ob das Ausruben nach der anstrengenden Arbeit ihr sehr wohl thäte. Als der Sohn nun weiter fragte, ob die Kartoffeln schon in der Erde seien, da seufzte die Alte und berichtete, das sei eben ihre Sorge, sie habe keine Pflanzkartoffeln, die Krankheit sei im letzten Sommer gar zu arg gewesen, sie habe für die Aussaat keine erübrigen können, auch bei der knappsten Berechnung nicht, obgleich jede Kartoffel gezählt in den Gräben gewandert sei. Nun hätte der Verwalter letzte Woche am Sonnabend all den Andern Kartoffeln zum Pflanzen ausgetheilt, sie sei aber nicht aufgerufen worden und leer ausgegangen. Du weestst ja oh wull, worum, Matthies!" fügte die Alte mit Seufzen hinzu. Ja, Matthies wußte Bescheid, daß seine alte Mutter augenblicklich nicht gut angeschrieben war auf dem Hofe, und zwar weil eine ihrer Töchter, welche in der nahe Stadt in einem wohlhabenden Kaufmannshause in Dienst stand, sich geweigert hatte, diesen Dienst aufzugeben, um auf den Wunsch der gnädigen Frau Hausmädchen auf dem Hofe zu werden. Matthies tröstete nun seine Mutter, so gut er konnte. Er wolle selbst den Verwalter bitten, und auch Michel-Dhm (das war der alte Vogt) solle es ihm sagen. Sie seien Beide gut angeschrieben, meinte Matthies, und wenn alle Stricke rissen, so sei er auch noch da, und wenn Niemand ihr die Kartoffeln schenken wolle, so könne er sie ihr kaufen. Dabei stieß er mächtige Rauchwolken aus der kurzen Pfeife und warf das Bündel, das er bisher noch unterm Arm gehalten, mit heftiger Geberde auf die Bank. — Damit war die Sache erledigt.

Matthies hatte aber viel Wichtigeres auf dem Herzen, denn nicht bloß Pferdegedanken bewegten seine Seele, und die braune Stute war nicht seine einzige Liebe, — er trug sich mit Freierversgedanken, ja mit Heirathsgedanken. Die Alte hatte wohl allerlei munkeln hören unter den andern Gartenfrauen, daß ihr Matthies seine hellen Augen solle geworfen haben auf das Back- und Braumädchen, die schmutze Anna, und Niemand konnte läugnen, daß die Beiden wie für einander bestimmt waren. Beide jung und sauber, fleißig und ehrlich, tüchtig und geschickt, Jedes an seinem Theil. Als aber nun ihr Sohn das Wort: „Heirathen!" ausgesprochen, da fuhr's der Alten durch die Glieder und ein bläulicher Schrecken malte sich in ihrem Gesicht. Sie kannte die Welt, darin sie lebte, und ihre erste Frage war, ob er den Heirathen müsse. Und als Matthies darauf nichts erwiederte, aber die Antwort deutlich in seinem roth gewordenen Antlitz zu lesen stand, da legte die Alte beide Hände vors Gesicht und meinte; dazwischen murmelte sie mit Kopfschütteln: „Hei deit dat nit! Hei deit dat nit! Hei giwt Di keen Hüfung; — Matthies war dieser Anblick ein sehr peinlicher, und dies Wort ging ihm durchs Herz; er war aufgestanden und hatte sich an die Bank gelehnt, die Pfeife brannte nicht mehr, über seinem Antlitz lag eine küstere Wolke. Endlich brach er das Schweigen, indem er erklärte: zum Pastor gehen zu wollen, um sich zu erkundigen, welche „Papiere" er haben müsse, um copulirt zu werden. Die Mutter fragte, ob er am Vormittage in der Kirche gewesen sei, und als er's

verneinte, sagte die Alte: das habe sie sich wohl gedacht, er sei wohl überhaupt lange nicht im Gotteshause gewesen, denn wenn Einer vom rechten Wege abkomme, dann fürchte er sich vor dem gepredigten Wort. Sie ginge nur zu gerne hin, aber leider Gottes könne sie nur gar selten. Bald sei dies, bald jenes unerlässlich Nothwendige zu thun am Sonntage; oftmals ginge es ja auch am Sonntage zu Hofe. Der Sohn stand schon während dieser ganzen Rede auf dem Sprünge, und kaum schwieg die Alte, da sagte er „Adiūs" und ging. Er kehrte aber doch noch einmal um und rief hinein, sie solle sich nur keine Sorgen machen, es werde schon Alles gut gehen. Die Alte saß noch lange in Gedanken vertieft; von Zeit zu Zeit schüttelte sie leise das alte, graue, herabgesunkene Haupt.

Besitzer des großen adeligen Gutes Rothenfelde war der Freiherr von Hartenstein, der auch mit seiner Familie das ganze Jahr, mit Ausnahme der Badereisen, das schloßartige Gebäude bewohnte, das, von den Wirtschaftsgebäuden getrennt, in parkartiger Umgebung reich und schön dalag. Der Freiherr war mit ganzem Herzen Gutsheer. Seine drei Güter, unter welchen Rothenfelde das einträglichste, die, aneinander gränzend, ein sehr bedeutendes Areal bildeten, waren sein Fürstenthum, worin der Gutsheer regierte als ein kleiner König, mit souveräner Macht angethan. Die Standesinteressen und Standesvorurtheile waren der Wall, hinter welchem er sein Leben verschauzelt hatte. Blicke er auch einmal über Wall und Mauer hinaus in das Leben und in die Menschenwelt draußen, so hielt er doch die Thore seiner Festung wohlverwahrt, daß nichts Mißliebigen hineindringe, und war dabei in dem Wahn befangen, als ob die Zeit noch sehr fern liege, daß man an seine Thore klopfen würde und Einlaß begehren, ja über Wälle und Mauern steigen und seines Protestes gar nicht achten. Wenn man aber so hinter einem Wall wohnt, dann vereugt sich überhaupt der Gesichtskreis und man täuscht sich leicht und geräth in allerlei Irrthum. So war's ein Capital-Irrthum, wenn der Freiherr sich entschieden für die sogenannte orthodoxe Auffassung des Christenthums erklärte und die rationalistische perhorrescirte, in dem Wahn, daß jene seinen speciellen gutherrlichen Interessen förderlicher sei. Er ahnte es offenbar nicht, daß eben die echt evangelische Auffassung des Christenthums mit unabweislichem Ernst ihm die beiden Grundwahrheiten predige: „Den Hofärtigen widersteht Gott, aber den Demüthigen giebt er Gnade!" und das Andere: „zu lieben den Nächsten als sich selbst." — Wer ist denn mein Nächster? würde auch der Freiherr von Hartenstein mit jenem Schriftgelehrten gefragt haben, und hätte sich höchlich dessen verwundert, wenn irgend ein kranker Tagelöhner oder eine nothleidende Wittwe aus seinen Gütern ihm unter die Augen gestellt wäre und dabei gesagt: Hier ist Dein Nächster! Aus dieser merkwürdig bornirten religiösen Auffassung, wo man das Christenthum sich gefallen läßt, so lange es Einem bequem, aber nichts mehr davon wissen will, wo es unbequem wird, entsprangen denn nun weitere, für vieler Menschen Wohl und Heil tief greifende, kräftige und verderbliche Irrthümer. Nämlich was das irdische Wohl Dorer betraf, welche von dem Gutsheer abhängig waren, so lag hier der Irrthum vor, daß

er meinte, der Verarmung vorzubeugen, während doch in Wahrheit jeder Tagelöhner durch eine vierwöchige Krankheit schon in bittere Noth kam, Wittwen in ungeheizten Kammern wohnten und unheilbare Kranke ohne Unterstützung gelassen wurden, so daß es ein arger Mißbrauch des Wortes gewesen wäre, von Armenpflege und Armenversorgung zu reden. Was denn nun aber das himmlische und ewige Heil der Seelen anlangte, so ward dasselbe furchtbar schwer beeinträchtigt dadurch, daß das Halten des dritten Gebotes völlig verlorengegangen war. Nicht bloß daß vom Gutsheer bis zum letzten Tagelöhner herab, mit wenigen vereinzelt Ausnahmen, der Gottesdienst sich auf die ersten Festtage, den Neujahrstag, das Erntefest beschränkte, — der Sonntag war sogar zu einem allgemeinen Arbeitstage herabgesunken. Auf dem Hofe ward am Sonntage Rappsaat gedroschen und im Heu gearbeitet, bei den Hufnern Korn eingefahren und in den Rathen gebacken, geschlachtet u. s. w. So war's also dem Freiherrn in seiner Abgeschlossenheit hinter den Wällen und Gräben seiner Burg noch niemals in den Sinn gekommen, daß er als rechter Gutsheer sich halten müsse als ein Haushalter Gottes, dem viel gegeben, von dem daher auch viel gefordert werde, damit er doch ja nicht als ungerechter Haushalter vor Gott erfunden werde, von dem es dereinst heißen müsse, er habe seines Herrn Güter umgebracht.

Im Familienkreise war der Freiherr ein lebenswürdiger Ehemann gegen seine Gemahlin, nur daß er leicht hinter ihrer aufrichtigen Gottesfurcht Frömmelkeit witterte, und hinter ihrer freundlichen Herzensgüte gegen Leute bürgerlichen Standes eine gar zu große Herablassung; gegen seine Kinder war er ein sorgsamer, zärtlicher Vater, allerdings mehr um ihr leibliches, als geistiges Gedeihen bekümmert, weshalb er's denn auch nicht gern sah, wenn religiöse Einflüsse irgendwie bei ihnen in den Vordergrund traten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Minnesota.

4. Brief.

Lieber Schwager!

Ich schreibe schon wieder. Ich bin so sehr daran gewöhnt alles mit dir durchzusprechen, daß es mich hart ankommt, hier so allein zu sitzen und in armseliger Weise das zu schreiben, was ich gern mündlich erzählen möchte. Es geht aber nicht anders. Die Arbeit drängt auch nicht, es ist nun ziemlich zugefroren, so daß ich die stürmischen Tage im Haus zubringen kann, was mir auch um der Kinder willen lieb ist. Sie müssen fleißig den Katechismus aufsagen und Sprüche lernen. Ich will nicht vergessen, daß der ein recht armer, bedauernswerther Christ ist, der seinen Katechismus nicht gut weiß und die herrlichen Bibelsprüche nicht im Gedächtniß hat. Das will ich meinem längst heimgegangenen Schullehrer danken, so lange ich lebe, daß er streng auf's Auswendiglernen hielt. Jeder Bibelspruch und jeder Liedervers, der im Gedächtniß haftet, kommt mir wie ein Goldstück vor, das in den Falten meiner Gedanken eingenäht ist, fest und sicher. Kommt nun die Noth an den Mann, so hole ich eines von diesen Goldstücken hervor und setze es in gangbare Münze um. Es hält lang vor

ein solches Stück und das Schönste dabei ist — der Vorrath wird nicht weniger durch Gebrauch. Ein solcher Bibelspruch hat mir gestern gute Dienste geleistet und das ist es, was ich dir heute erzählen will. Ein etwas entfernter Nachbar von uns, war noch nie in unseren Lesegottesdienst gekommen und da ich gerne alle Lutheraner einig haben möchte, damit wir bald daran denken können, eine Gemeinde zu gründen, nahm ich mir vor, ihn zu besuchen. Zudem hatte er junge Schweine zu verkaufen, die ich gerne gehabt hätte, mein Weib hatte mir begreiflich gemacht, daß wir sie ganz gemacht mit durchfüttern könnten und nächstes Jahr kämen sie uns gut zu paß. Ich bin also gestern dort gewesen. Ueber den Handel wurden wir bald einig, wenn es mir auch schien, als ob sein Preis nicht gerade brüderlich sei. Seine Frau hatte unterdessen eine Tasse Kaffee gekocht, was mir bei dem kalten Wetter ganz recht war, und es gab mir auch Gelegenheit mit ihm über meine Herzenssache zu sprechen. Daß er, mir nichts dir nichts, über das Essen herfiel und in derber Weise auch mich ermunterte, ohne Gebet und Dankagung, machte mir freilich nicht viel Muth, doch fing ich an: Sag 'mal Nachbar, wär's nicht gut, wenn wir eine Kirche hätten und eine ordentliche Schule für unsere Kinder? Er hatte gerade den Mund voll, meine Frage schien ihm das Bewußtsein von seiner gegenwärtigen Beschäftigung genommen zu haben, er wollte herausplätschen, weiß nicht was, dazu war aber der Mund jetzt nicht fähig, er wurde roth über dem schnellen Hinunterwürgen, so daß mir schwül um's Herz wurde, und sagte endlich: „Damit laß' mich in Frieden, Nachbar. Ich will kein Pfaffenknecht mehr sein, das was ich diesen Faulenzern geben soll, ist auch gut für meinen Saß. Du scheinst freilich so ein Kopfhänger zu sein, denn, wie man sagt, bist du selbst ein halber Pfaff, singst und liest Predigten vor und fündest auch Narren, die mitmachen. Du siehst, ich kann fertig werden ohne das.“ Er deutete auf seinen dicken Bauch und ich muß gestehen, der hatte nicht Noth gelitten, wenigleich er seit langen Jahren in keiner Kirche war. Die Kirche ist aber auch nicht für den Bauch da, deswegen sagte ich ihm auch, ich hätte im Sinne gehabt, ihn auch zu unseren Lesegottesdiensten einzuladen, damit die Seele doch etwas habe, bis die lebendige Verkündigung des lieben Evangeliums wieder reichlichere Speise für die Himmelstreife bringe. Er solle das doch nicht so weit wegwerfen, man hätte doch Trost nöthig, schon in gesunden Tagen, wie viel mehr noch in Sterbensläuten. Er lachte laut auf, aber nicht mehr böse und sagte: „Man sieht doch, daß du noch in der alten Dummheit steckst und nichts gelesen hast. Da schau her“ — damit öffnete er einen Schrank, in welchem ich eine ganze Reihe Bücher sah — „da habe ich mein Evangelium. Die haben mir die Grillen von Hölle und Gericht vertrieben und haben mir gezeigt, daß die alten jüdischen Fabeln von Christo u. s. w. schon längst ausgespielt hätten, wenn die elenden Pfaffen sie nicht brauchten, um die Leute damit zu schrecken.“ Mir kochte das Herz, das kannst du mir glauben und ich hätte ihm gern gesagt, daß er ein schändlicher Gotteslästerer sei, doch bezwang ich mich und frug ihn ruhig: ob er denn nicht mehr an Gott glaube? „Darum kümmer dich nicht, sagte er. Gesehen habe ich ihn noch nicht und wenn's einen gäbe, so hülf mir das nichts. Ich

muß selbst mein Land pflügen, säen und erndten, sonst würde ich gewiß nichts bekommen. Wie du siehst, komme ich ganz gut zurecht. Das Essen schmeckt mir ohne euer Geplapper — ich hatte still für mich vor und noch dem Essen gebetet, denn vor einem solchen Lasterer will ich mich meines treuen Gottes nicht schämen — und es bekommt mir auch, wie du siehst und sonstigen Schaden habe ich auch noch nicht gehabt, wie dir die Nachbarn bezeugen können. Meine Farm ist noch jedes Jahr besser geworden. Ich sage: Thue Recht und scheue Niemand, da stehe ich mich ganz gut dabei.“ Damit stand er auf und dünkte sich gewiß recht groß, denn er schritt nicht wenig stolz über die Stube um sich seine Pfeife anzuzünden. Seine Frau, die beiläufig gesagt, nicht wenig gedrückt aussieht, sagte schüchtern: „Mein Mann ist nicht so schlimm wie er spricht. Wir glauben auch noch an Gott, wenn wir auch nicht beten und um Kirche uns lange nichts gekümmert haben.“ „Paperlapapp, Weib — sprach er dazwischen, du magst meinetwegen glauben was du willst, aber wenn du eine Betschwester wirst, dann soll“ — — — „nun ich kann den schrecklichen Fluch nicht ausschreiben, den er ausstieß. Entsetzt fuhr ich empor und sagte entrüstet: „Solches Beten bin ich nicht gewohnt und wenn du es nicht lassen kannst zu deinem Gott zu beten in so schrecklicher Weise, so thue es, wenn ich fort bin.“ „Mensch, polterte er heraus, was sprichst du da von meinem Gott, ich glaub' an keinen, aber was meinst du damit?“ Ich weiß nicht, was mir den Muth gab, aber freimüthig sagte ich: der Gott, den du anrufst und der dich treibt, ist der Teufel und dein Fluchen ist ihm das liebste Gebet. Er starrte mich an mit offenem Munde und ermutigt fuhr ich herzlich fort: Nachbar verständig dich nicht so, denn es steht geschrieben: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Ich will den Spott und die Raserei, die nun aus ihm herausbrach, nicht wiederholen, hörte ihn auch nicht zu Ende, sondern ging zur Stube hinaus, betrübt, unzufrieden mit mir und — wie ich nachher wohl merkte — unzufrieden mit Gott, daß Er einen solchen Lasterer so ruhig hingehen läßt und noch reichlich an irdischen Gütern segnet. In dieser Stimmung machte ich mich auf den Heimweg und meine Gedanken wurden immer düsterer. Der l. Herr hatte aber sein schwaches Kind nicht vergessen, in dieser seiner Noth. Er half, daß in das Dunkel meiner Gedanken Licht kam. Denn wie ein plötzlicher Lichtstrahl fiel mir der 73. Psalm ein: „Isaël hat dennoch Gott zum Troste, wer nur reines Herzens ist. Ich aber hätte schier gestrauchelt mit meinen Füßen; mein Tritt hätte beinahe gegliedert. Denn es verdros mich auf die Ruhmräthigen, da ich sah, daß es den Gottlosen so wohl ging.“ Ihre Person brüstet sich, wie ein fetter Bauf; sie thun, was sie nur gedenken. Siehe das sind die Gottlosen, die sind glücklich in der Welt und werden reich.“ Aber „wie werden sie so plötzlich zu nichte. Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken.“ Ich ging den ganzen herrlichen Psalm durch und verlebte noch einmal in Gedanken jene ernst feierliche Stunde, in welcher mein treuer Seelsorger uns Confirmanden gerade diesen Psalm ansagte. Gott hab' ihn selig, für seine Mühe und Liebe. Es müßte ihn freuen, wenn er wüßte, daß ich heute noch an seinen Lehren gehre und sein ernstes Wort jetzt noch in mei-

nen Gedanken wohnt. Meine Gedanken weilten wohl deswegen länger bei ihm, weil es einstweilen Nacht geworden war und das herrliche Gestirn der Nacht über meinem Haupte prangte. Wie mag ihm nach einem Leben voll Unfechtung und schwerer Arbeit dort oben so wohl sein, dachte ich. Jedes Sternlein ist schon so lieblich und schön und sie sind doch nur das äußere Kleid unseres Himmels, daß wir warten — wie viel herrlicher und schöner muß der Himmel selbst sein, wo Gott in seiner Liebe sich offenbaret, wie Er ist? Meine Seele hob sich wie auf Adlerschwingen und ich durfte einen jener seltenen Augenblicke genießen, wo uns eine Ahnung von der seligen Freiheit der Kinder Gottes aufgeht, der wir entgegen gehen. Ja, alle Bande der Sünde, des Fleisches, der Endlichkeit sollen fallen und frei, ewig frei, von alle dem, was drückt und erniedrigt, soll Leib, Seel und Geist werden. Der Sohn macht uns recht frei. Und du, armer Bahnthor — so heißt mein ungläubiger Nachbar — meinst, wir Christen seien Pfaffenknechte. Ich neune ihn arm, denn heute hat mir ein alter Bekannter von ihm erzählt, wie er früher ein sehr kirchlicher Mann gewesen sei, sich dann zu den Methodisten geschlagen habe, wo er viel Heuchelei und Betrug gesehen haben will; dann sei er mit den Aposteln des Unglaubens zusammengerauthen, und sein durch die Raserei der Schwärmerei aus und leergebranntes Herz habe begierig das Gift des Unglaubens eingesogen. Seitdem sei er wie umgewandelt, denn es gäbe auch eine Wiedergeburt im Reiche des Teufels, müsse aber doch kein rubriges Gewissen haben, denn er betrukt sich oft und tobt dann gegen alles, was heilig ist. Armer Bahnthor! ich richte dich nicht. Aber seliglich freuen will ich mich, daß ich Gottes liebes Wort glauben darf.

Ich will nur gestehen, daß jetzt dein Brief mich viel schärfer trifft, da ich den Gefahren, die den Christen bedrohen, der ohne regelmäßigen Gottesdienst lebt, schon begegnet bin. Wie schnell muß ich die Wahrheit deiner scharfen Worte erkennen! Gott sei mir gnädig, daß die Versuchung nicht zu schwer wird!

Grüß' mir die l. Deinen von uns allen, sag' meiner l. Schwester, deiner Frau, daß sie ruhig sein kann über unser irdisch Loos; darinnen haben wir's besser, als wir verdienen. Von einem Prediger haben wir aber noch nichts gehört. Euer l. Pastor hat wohl nicht Zeit zum Schreiben gefunden.

Gott gedenke in Gnaden unserer und Euer.

Behalte lieb Deinen Schwager

Trenherz.

Ein Besuch in Minnesota.

Bei der diesjährigen Versammlung unserer Synode in Manitowoc, Wis., wurde unter anderem auch die Anerkennung der ev. luth. Synode von Minnesota, als einer recht gläubigen, einhellig beschlossen. Weil nunmehr gegründete Hoffnung vorhanden war, daß die Minnesota-Synode, bei ihrer nächsten Versammlung, ihre Verbindung mit dem unionistischen General-Council lösen werde, so konnte unsere Synode derselben die Anerkennung nicht länger mehr versagen, ohne damit einer Ungerechtigkeit sich schuldig zu machen. Schon seit etlichen Jahren hatten beide Synoden in einem freundschaftlichen Verhältnis zu einander gestan-

den und bei ihren jährlichen Versammlungen durch Delegationen sich besucht. Umsovielmehr sollte dies geschehen, da nun, wenigstens von unserer Seite, das glaubensbrüderliche Verhältniß hergestellt war, und es nun auch mehr als wünschenswerth erschien, daß beide Synoden ihre Lehreinigkeit auch bekräftigten durch gemeinsame Wirksamkeit im Reiche des Herrn. So wurden denn auch bei unserer diesjährigen Synodal-Versammlung die Pastoren: B. Streifguth von Fond du Lac und Ph. Köhler von Hustisford zu Delegationen erwählt und beauftragt, der nächsten Versammlung der Minnesota-Synode beizuwohnen. Die lieben Amtsbrüder und Gemeinden im Kreis unserer Synode haben selbstverständlich das Recht, von ihren Delegationen einen Bericht von dem, was dieselben bei der Versammlung der Minnesota-Synode gehört und gesehen haben, zu erwarten. Dieser Erwartung wollen wir denn auch gern entsprechen und zwar so, daß wir unsere liebe Synode nicht warten lassen bis zu ihrer nächsten jährigen Versammlung, sondern jetzt schon, durch's Gemeindeblatt, den schuldigen Bericht abstaten. Im Einverständnis mit seinem werthgeschätzten Herrn Kollegen will denn der Unterzeichnete mit Folgendem versuchen, einen, wenn auch nicht ganz ausführlichen, so doch zweckentsprechenden Bericht zu geben.

Die diesjährige Versammlung der Minnesota-Synode wurde am 21. Juni in St. Paul, der so schön gelegenen Hauptstadt Minnesota's, und daselbst in der Kirche der ev. luth. Dreifaltigkeits-Gemeinde, durch einen feierlichen Gottesdienst eröffnet. Bei dieser Gelegenheit hielt der ehrw. Präses, Pastor H. Siefert, eine ebenso lehrreiche als zeitgemäße Synodalspredigt. Unmittelbar nach Schluß des Eröffnungsgottesdienstes und nachdem die Synodal-Versammlung sich organisiert hatte, wurde der Präsidialbericht verlesen, welcher nicht minder, wie die Synodalspredigt, ein recht erfreuliches evangelisches Zeugniß war und durch die darin enthaltenen Mittheilungen und Vorschläge sehr wichtige Verhandlungen in Aussicht stellte. Unter den Verhandlungen waren ganz besonders anregend und segensreich die Lehrverhandlungen, wozu alle Vormittags-Sitzungen verwendet wurden. Auf Grund eines, von Präses Siefert verabschiedeten Referats wurde über die Lehre vom tausendjährigen Reich (Chiliasmus) sehr eingehend und gründlich verhandelt. Es war erfreulich zu hören, wie diese, in Act. XVII der Augustana verdamnte, gefährliche Irrlehre in der Minnesota-Synode so wacker bekämpft, so gründlich widerlegt und so entschieden verworfen wurde. Man ging nicht, wie im General-Council bei den bekannten 4 Punkten, wie die Rabe um den heißen Brei herum, sondern man ging dem Chiliasmus ernstlich und muthig zu Leibe und ließ ihm auch keinen Fein von dem falschen Ruhme, daß er eine dem Glauben ähnliche Weisung sei. So hatten denn auch diese Lehrverhandlungen durch Gottes große Barmherzigkeit die köstliche Frucht und den großen Segen, daß, wo noch chiliastischer Saerteig vorhanden war und sich merken ließ, derselbe ausgefegt wurde und daß schließlich alle Glieder der Minnesota-Synode ihre rückhaltlose Uebereinstimmung mit den verhandelten ersten sieben Paragraphen des Referats freudig erklärten. Da hat die Minnesota-Synode bewiesen, daß sie innerlich nicht zum General-Council

gehört und daß sie nicht mit jenen sogenannten Lutheranern gehen will, welche aus allerlei Rücksichten es nicht für gut und zeitgemäß halten sich über wichtige Lehrpunkte offen und unmißverständlich zu erklären, denn ihre Bosheit gab einen deutlichen Ton von sich. So ist sie denn auch nicht auf halbem Wege stehen geblieben, sondern hat ihren Lehrverhandlungen den einhelligen Beschluß folgen lassen, daß ihre Verbindung mit dem General-Council abgebrochen sei und daß sie fernere keinen Delegationen mehr zu dieser unionistischen Körperschaft senden werde. Welcher ehrliche Lutheraner wollte sich des nicht freuen und dem treuen Gott dafür danken, daß er auch diese Synode aus der unionistischen Verbindung zu erfreulicher Entscheidung im Bekenntniß der lauteren Wahrheit geführt hat. Wir, in der Wisconsin-Synode, dürfen es gewiß am Ersten thun, denn wir haben seit Jahren eine nähere Verbindung mit der Minnesota-Synode gewünscht und erstrebt. Nun ist, Gott Lob und Dank, nichts mehr zwischen den beiden Synoden, was dieselben noch trennen und das glaubensbrüderliche Verhältniß aufhalten könnte. Das hat nun auch die Minnesota-Synode anerkannt, denn sie hat nicht unterlassen, die von unserer Synode ausgesprochene Anerkennung mit freudigem Dank und in entsprechender Weise zu erwidern. Auch die von uns der Minnesota-Synode vorgelegten Pläne zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit an unserer Anstalt in Watertown und zur Theilnahme an unserm Gemeindeblatt wurden durch einhelligen Beschluß dankbar angenommen. Wir aber mögen wohl nicht weniger dankbar dafür sein, daß die Minnesota-Synode solches gethan hat, die weil ja unserer Anstalt dadurch eine große Wohlthat zugewendet und unserm Gemeindeblatt ein größerer Leserkreis eröffnet wird. Die Minnesota-Synode will nemlich einen Professor für unsere Anstalt berufen und aufstellen und jährlich \$500 für dessen Besoldung aufbringen, auch mit milden Gaben unsere Anstalt nach Kräften unterstützen. Dafür sollen die aus dem Kreis der Minnesota-Synode kommenden Schüler dieselben Vergünstigungen genießen, wie die Schüler aus dem Kreis der Ehrw. Synode von Missouri und unserer eigenen Synode. Andernteils will die Minnesota-Synode unser Gemeindeblatt zu ihrem Synodal-Organ machen und einen Mitredakteur stellen, wozu Präses Siefert bereits ernannt ist. Dagegen soll sie denn auch einen Theil von dem Gewinn haben, den das Gemeindeblatt abwirft. Der Plan zur Errichtung einer ev. luth. Synodal-Conferenz wurde ebenfalls der Minnesota-Synode vorgelegt und von derselben nicht nur mit Freuden begrüßt, sondern auch reiflich erwogen und angenommen. Präses Siefert wurde erwählt und beauftragt, die Minnesota-Synode bei der im November d. J. zum Zweck der Errichtung einer ev. luth. Synodal-Conferenz zusammentretenden Versammlung zu vertreten und ihren Beitritt zu bewerkstelligen, so wie auch mit der Ehrw. Synode von Missouri eine Vereinigung anzubahnen. Es ist gewiß für jedes lutherische Christenherz eine Erquickung in dieser letzten, bösen und betrübten Zeit, daß sich auf dem Grunde der reinen und heilsamen Lehre unsres Herrn Jesu Christi die rechtgläubigen Synoden dieses Landes zusammenscharen und sich die Hände reichen zu gemeinsamer Wirksamkeit für Gottes Reich und Ehre.

Was nun noch von der Versammlung der Minnesota-Synode zu berichten wäre, hat für uns keine unmittelbare Bedeutung. Darin will ich nun mit meinem Bericht, der mir unter der Hand länger geworden ist, als er eigentlich werden sollte, zum Schluß eilen. Nicht ohne Vorurtheile, ja auch noch mit einem Reste von Abneigung gegen die Minnesota-Synode war ich zu ihrer Versammlung gekommen, aber fröhlich durfte ich, nachdem am Montag, den 26. Juni, Abends, die Synodal-Versammlung sich vertagt hatte, heimwärts eilen, fröhlich darüber, daß ich aus herzlicher Ueberzeugung sagen konnte: die Minnesota-Synode ist unsere Schwestersynode. Die schönen, segensvollen Tage in St. Paul, Minn., werden mir stets in angenehmer und dankbarer Erinnerung bleiben. Der gnadevolle Gott aber sei hochgelobt und gepriesen für all das Gute, was er in dieser letzten Zeit und allenthalben an seiner lieben Kirche auf Erden thut. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen!
Ph. Köhler, ev. luth. Pastor.
Hustisford. Dodge-Co., Wis., am 20. Juli 1871.

Sich orientiren.

Dies Wort kommt in doppeltem Sinne vor. Ist ein Wanderer seines Weges nicht gewiß oder hat er sich völlig verirrt, so sucht er sich zu orientiren, d. h. er sucht die Morgenegend (Orient) auf, den Ort, da die Sonne aufgeht. Demnach weiß er dann, wo Abend, Mittag, Mitternacht sei, welche Richtung er einzuschlagen habe: er ist eben orientirt.

In aller Wissenschaft redet man auch viel vom sich Orientiren. Es thut da auch sehr noth. Was heißt es nun da? Auch nichts Anderes, als die heilige Morgenegend ansuchen, da die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen, da das Licht aus Gott geboren in die Welt gekommen. Hat eine Wissenschaft diesen Ostpunkt festgefaßt, so weiß sie, von wannen sie kommt und wohin sie will oder soll. Ohne ihn läuft sie in der Irre und weiß weder Ausgang noch Eingang.

Und das ist eben eine Aufgabe, die sich christliche Schulen, Gymnasien und Kollegien stellen, daß ihre Schüler im Walde der Wissenschaften sich nicht verlieren, sondern sich hübsch darin orientiren können.

Alles schon vorausbezahlt.

Jemand, der einem Armen eine Gabe reichte, sprach dabei zum nebenstehenden Dr. Luther: „Wer weiß, wo mir Gott solches dereinst vergilt?“ „Warum denn erst d e r e i n s t, — erwiderte Luther, — hat auch Gott nicht schon längst vorausbezahlt?“

Merke: Wenn uns nun Gott, der Herr, Alles schon vorausbezahlt hat und doch jedes im Glauben vollbrachte Liebeswerk dereinst noch aus Gnaden belohnen will, so muß er wohl ein — g n ä d i g e r Gott sein.

Kirchliche Chronik.

In einer Stadt, keine 100 Meilen von Watertown, soll nächstens auch ein deutsches „Friedens-Ernte-Dankfest“ gefeiert werden. Die Veranlassung dazu geht aus von der freien deutschen Gemeinde selbigen Ortes. Das bereits veröffentlichte

lichte Fest-Programm ist vielversprechend. In dem kostümirten Fest-Umzug wird unter Anderm auch „der Wagen der Terpshore, (Göttin des Tanzes, des Gesangs und der Freude) mit Gefolge“, „der Zug des Bacchus“ und „der Zug des Gambrius, — die Bierbrauer — Gambrius auf dem Bierwagen“, erscheinen. Der Prediger besagter freier Gemeinde, der, wie sich von selbst versteht, sehr für Bildung, Aufklärung und Fortschritt schwärmt, ist einer der Festredner und hat jüngst einen „Aufruf an das deutsche Publikum zu Stadt und Land“ ergehen lassen, in welchem es heißt: „Kommt herbei ihr Deutsche aller Gauen zum gemeinsamen deutschen Verbrüderungsfeste; kommt herbei und zeigt Euch auch Eins im freien Land Amerika; laßt die verschiedenen Vorurtheile, zeigt Euch würdig als A h n e n (!) Eurer deutschen Vorfahren . . .“ „Einer für Alle und Alle für Einen! für unsere stellvertretende nationale Ehre (!) im freien Land Amerika.“ Das ist ein Proöbchen der Bildung, womit diese Fortschrittshelden unser deutsches Volk durchaus beglücken wollen.

Pastor Ründig in Reading, Pa., ein Glied der Pensylvanischen Synode, schreibt in seinem Blatt, „der Pilger“, über den Austritt der Illinois-Synode aus dem General-Council:

„Das selbstische unentschiedene wie unklare Vorgehen stereotyper Führer veranlaßte uns längst, ein derartiges Resultat zu befürchten. Wir vermuthen, daß dem Beispiel der Illinois-Synode in nicht zu fernher Zeit, bei andauerndem Management, noch andere folgen werden. Als Deutsche müssen wir gestehen, daß es uns herzlich leid thut, die westlichen deutschen Brüder aus unserem Verbände ausscheiden sehen zu müssen; doch die Handlung des Gewissens achten wir höher als Sprach- und Blutsverwandschaft, und wir im Osten behalten für die im Westen brüderliche Liebe. Für das General-Council aber wird das Volk im Süden und die Skandinavier im Westen, mit denen man in letzterer Zeit besonders in innigere Verbindung zu treten sucht, keinen hinlänglichen lebensvollen Ersatz für anderweitige Verluste bieten.“

Elßaß und Lothringen. — Eine Anzahl kirchlich gestimmter lutherischer Pfarrer und Kandidaten im Elßaß und Deutsch-Lothringen haben an den Reichskanzler eine Adresse gerichtet, worin sie auf Grund des §15 der preussischen Verfassung die Bitte stellen, daß sie mit der Union und dem unirten Kirchenregimente (so wie mit einer etwaigen deutschen Nationalkirche) verschont bleiben, und in ihrem confessionellen Rechte und Bestande geschützt werden mögen. (Allg. Ev. Luth. Kz. p. 290.) Sie geben zugleich Vorschläge, wie sie sich eine heilsame Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten in den preussischen Staaten denken; sie scheinen dabei von der Ansicht auszugehen, daß die eroberten Provinzen Preußen einverleibt werden. Dies ist zwar wohl nicht zu erwarten, doch sind die Vorschläge beherzigenswerth.

Der Elßaß zählt 214 lutherische und 36 reformirte Pfarreien. Unter den Pfarreien sind nach der Prot. Kz. 22 strenge Lutheraner, etwa ebensoviel milde Pietisten, 3—4 Leute der äußersten Linken, und etwa 170 Anhänger der Vermittelungstheologie oder eines sehr moderirten (?) Rationalismus. (Wie mögen die 3—4 aussehen, die für die Prot. Kz. zu weit links gehen! Der Protestantenverein selbst bietet doch gewiß nach dieser Seite hin Raum genug dar.)

(Ev. K. Chr.)

Unter der Ueberschrift „der Krieg und die Union“ schreibt ein königl. Preussischer Militärprediger in der „Monatschrift für die evang. luth. Kirche Preußens“ Folgendes:

„Ein wenig Religion, eine gewisse Gottesfurcht gehört zum guten preussischen Soldaten. Wenn man in die Schlacht geht, ein Gebet thun, ja noch besser, vor der Schlacht ein feierlicher Gottesdienst und Abendmahlsfeier — das ist sehr gut, sehr stärkeud und erhebend! Daß wir einen Gott haben, der mit uns ist, der uns segnen hilft, der keinen Deutschen verläßt, daß, die sterben und gar die im Dienst des Vaterlandes sterben, selig werden, daß man dann auch nachher einen feierlichen Dankgottesdienst halte, in dem die „Erfolge“ herausgestrichen werden, in dem unser herrlicher Heldenkönig, unsre trefflichen Führer, unsre Soldaten, vor Allem aber Gott gelobt werden, — das Alles ist sehr schön und erhebend — das finden Offiziere und Gemeine sehr hübsch, denn der deutsche und zumal der preussische Soldat ist fromm — Gott mit uns! das ist Lösung. — Dies Gebiet ist so ungefähr der Glaubensstandpunkt des evangelischen Unionismus.“

Vom Herrn Jesus, von seinem Kreuz, von seinem blutigen Verdienst, von unsrer großen Sündenschuld, von der Gefahr der Verdammniß, von dem schmalen Weg zum Himmel — schweigt man. Es bildet sich so unvermerkt eine gewisse National-Religion, unser Herrgott wird eine Art deutscher Nationalgott — man darf sich dabei Manches erlauben, etwas über den Durst trinken, huren — das sind jugendliche Schwächen, man muß da nur Maaß halten — kurz — es giebt da einen fromm klingenden Deismus, mit dem sich der alte Mensch, wenn er anständig ist, sehr wohl befreunden kann, ja der sogar recht nützlich ist, die Leute in Zucht zu halten, daß sie nicht zu sehr verwildern. „Rechtschaffen“ und „liebenswertig“ sind zwei sehr beliebte Worte auf diesem Gebiet.“

Ist das nicht ein höchst trauriges Bild?

Pastor Brunn's Missionsanstalt in Steeden, Nassau, hat am 7. Mai ihr Missionsfest gefeiert und bei dieser Gelegenheit wieder 15 Jüglinge entlassen, von denen die meisten in's Prediger-Seminar zu St. Louis, Mo., gehen. Die Anstalt in Steeden wurde vor zehn Jahren eröffnet, und sie hat in dieser Zeit zusammen 160 Arbeiter der luth. Kirche Amerikas zugesendet.

„Besonders von unsern Jüglingen im Prediger-Seminar zu St. Louis empfangen wir — sagt Past. Brunn — mit ganz seltenen Ausnahmen durchweg das anerkannteste Zeugniß der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit.“

Die evang. lutherische Mission in Leipzig feierte am 31. Mai ihr Jahresfest. Die Predigt hielt Konsistorialrath Stählin aus Ansbach, den Jahresbericht gab Vice-Direktor Härtig. Wir erfahren, daß während des letzten Jahres in Ostindien, dem Arbeitsfelde der Missionsgesellschaft, ein größerer Kirchenbau vollendet und ein neues Missionshaus errichtet werden konnte. 242 Heiden und 288 Christenkinder sind getauft sowie 93 Personen aus andern Kirchengemeinschaften aufgenommen worden. Die Seelenzahl der ganzen Missionsgemeinschaft beträgt 8930. Unter diesen Christen wirken auf 15 Stationen 21 Missio-

nare, 4 eingeborene Landprediger, 4 eingeborene Kandidaten, 70 Katecheten und 35 andere Gehilfen. In 90 Schulen sind 113 Lehrer beschäftigt, welche 1811 Schülern Unterricht erteilen. Die Einnahme der Missionsgesellschaft belief sich im vorigen Jahre auf 52,019 Thaler (wovon 10,303 Thlr. aus Rußland und 2669 aus den altpreussischen Provinzen) und mit Einschluß mehrerer Nebeneinnahmen 61,469 Thlr.; die Gesamtausgabe betrug 56,237 Thlr., so daß ein Kassenbestand von 5232 Thlr. verbleibt. Zwei Missions-Kandidaten wurden von dem Direktor Hardeland abgeordnet; ihnen gaben die assistirenden Geistlichen, Dr. Besser aus Waldenburg und Pastor Plass aus Serahn in Mecklenburg, Segensprüche mit.

(Ref. Kztg.)

Von der katholischen Bewegung schreibt ein kirchliches Blatt aus Norddeutschland: Belobende, ermutigende und begeisterte Zuschriften hat Döllinger in großer Menge von allen Seiten des katholischen Deutschlands und selbst des Auslandes empfangen. Es läßt sich nicht verkennen, die Bewegung wächst ansehnlich; gleichwohl sieht man noch nicht, daß sie schöpferische oder gestaltende Kräfte in sich trägt. Bemerkenswerth ist schon, daß sie vom Auslande ziemlich allein gelassen wird, wenn man nicht ein Paar Zustimmungen aus der Schweiz und aus Böhmen in Anschlag bringen will. Eine Stimme aus Belgien meldet: In Belgien beglückwünscht man Döllinger wegen seines Muthes; allein Verständnis und Interesse für religiöse Fragen ist dennoch nicht vorhanden. . . . Die Politik, welche im Beichtstuhl und auf der Kanzel getrieben wird, hat die Freisinnigen aus der Kirche hinausgetrieben. Die weibliche Bevölkerung dagegen wendet ihr Angesicht durchschnittlich gen Rom. Von England braucht nicht geredet zu werden. Die Pabst-Vergötterung hat abkühlend gewirkt, indes sichtbar nur bei Solchen, die zum Katholicismus übergetreten waren oder übertreten wollten.

(Ref. Kztg. No. 26.)

Eine sehr wunde Stelle, schreibt die Allgem. Ev. luth. Kirchenzeitung, an unserm deutschen Kirchenwesen in Deutschland ist der Uebertritt deutscher Prinzessinnen zur russischen Kirche bei Verheirathung mit Prinzen des russischen Kaiserhauses. Dieser Uebertritt erfolgt regelmäßig, scheint also eine nothwendige Bedingung der Heirath zu sein. Unsere Prinzessinnen wechseln Glauben und Kirche, darin sie erzo-gen sind, legen sogar — was doch sehr viel sagen will — ihren Taufnamen ab und nehmen statt dessen einen russischen Namen an, alles um des Glückes und der Ehre einer russischen Heirath willen, denn so müssen wir nach den vorliegenden That-sachen schließen. Oder ist es etwa ein Akt freier Ueberzeugung? Dann hätten wir ein ganz merkwürdiges psychologisches Phänomen vor uns; nämlich wie die Liebe und der Heirathsantrag russischer Prinzen neben anderen Wirkungen auf jugendliche deutsche Herzen auch noch die Wirkung hat, jedesmal die Einsicht in die Vorzüglichkeit der russischen Kirche zu eröffnen. Das können wir doch nicht annehmen. Also um der Heirath willen. — Das ist sehr zu beklagen. Ein gewisses Gefühl davon scheint auch bei den nächstbetheiligten obzuwalten. Denn man macht die Sache hierzulande mit möglichst wenig Geräusch ab, und verspart die großen solennen Akte bis St. Petersburg. In welche Verlegenheit eine Dame dabei gerathen kann, sehen wir an der dänischen Prinzessin Dagmar aus dem Hause Schleswig-Holstein-Glücksburg. Sie hatte schon in Kopenhagen von russischen Priestern die erforderliche Unterweisung empfangen über Glauben und Ceremonien der russischen Kirche, als ihr Verlobter, der Großfürst Thronfolger erkrankte und starb. Sogar die Brautgeschenke, dem russischen Kronschatz angehörig, mußte sie, wie die Zeitungen berichteten, wieder her-ausgeben. Aber was sollte sie nun mit dem rasch angelegne-

ten russischen Christenthum machen? Wieder zur lutherischen Kirche zurückzukehren? Glücklicherweise hatte der Bruder des hohen Verstorbenen, der nunmehrige Thronfolger, das Herz nach vollendeter Trauerzeit ihr seine Hand anzubieten, sobald doch der russische Religionsunterricht nicht vergeblich war. Die beiden letzten Königinnen von Bayern, zwei protestantische Prinzessinnen, sind durch ihre Gläubigkeitsstreue der protestantischen Gemeinde in München zu einer großen Stütze geworden. Ebenso wurde die verewigte Herzogin von Orleans, eine mecklenburgische Prinzessin, durch ihre Treue für die luth. Gemeinde in Paris eine förderliche Stütze. Dagegen sind die deutschen Prinzessinnen in Petersburg für die Sammlung der luth. Kirche in Russland nicht allein keine Stütze, sondern viel eher ein Hinderniß, weil die russ. Kirche sie den Lutheranern als Vorbild hinstellt, wonach sie sich richten sollen. Darauf antworten können die Lutheraner dort wohl nicht. Kann man es uns nun verargen, wenn wir wünschen müssen, unsere evangelischen Fürstenthümer möchten künftighin bei ihren derartigen Entschlüssen nicht nur den Glanz und die Ehre und die Sicherung ihrer selbst und ihrer Töchter ins Auge fassen, sondern auch die Ehre und den geistlichen Bestand ihrer Kirche als nicht zu unterschätzenden Faktor mit in Erwägung ziehen? Kleber einen deutschen Grafen, als einen russischen Großfürsten, wenn ein solcher nur zu haben ist um einen so unverhältnißmäßig theueren Preis.

Aber, so möchten wir fragen, fühlen denn jene Fürstenthümer, die solche Heirathen eingehen, selbst gar nichts von der Verantwortlichkeit einer derartigen Heirathsbedingung? Kommt ihnen später nie ein Augenblick der Reue? Das entzieht sich unserer Wissenschaft. Man bedenke, wie sie durch allerlei Rücksichten ihrer hohen Stellung, Aufmerksamkeiten, Besuche machen und empfangen, repräsentiren müssen etc., so sehr in Anspruch genommen sind, daß sie darüber kaum zu sich selbst kommen. Eine hohe kaiserliche Dame, die Tochter eines hohen deutschen Fürstenthums, besichtigte einmal bei der Durchreise durch Nizza die lutherische Denkmal daselbst. Sie ward von der Orgel mit der Melodie eines deutschen Chorals begrüßt. Da veränderten sich die gehaltenen Züge ihres Gesichts. Die Thränen quollen ihr aus den Augen und strömten über die Wangen nieder. Diese Thränen glauben wir einigermassen richtig zu verstehen. Man könnte sie unseren Fürstenthümern wohl ersparen. „Siehe, ich komme bald“, spricht der Herr. „Halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme.“

Ueber die Kirchengliedschaft der Präsidenten der Vereinigten Staaten seit Washington brachten amerikanische Blätter vor einiger Zeit folgende interessante Angaben. John Adams war ein Freidenker nach dem Zuschnitt der französischen Revolutionszeit. Jefferson wurde ein Freidenker genannt, allein seine Opposition war mehr gegen die Idee einer Staatskirche gerichtet, als gegen die Kirche überhaupt. Er hatte durch die Predigt eines baptistischen Predigers, Namens Keland, die Idee von einer reinen, nur aus wahren Gläubigen bestehenden Kirche eingefangen, und da er diese vollkommene Kirche nicht fand, blieb er untrüchlich. Madison besuchte die Episcopalkirche, seine Frau war Glie, aber er selbst nicht. Monroe war ein Glie der Episcopalkirche, aber nicht Abendmahlsgenosse. Die englischen Gemeinden Amerikas haben nämlich fast alle die Einrichtung, daß man ein beitragendes, besuchendes und bei Predigtwahlen etc. stimmberechtigtes Glie sein kann, ohne zum heil. Abendmahl zugelassen zu sein und ohne Stimmrecht bei der Wahl von Vätern und bei geistlichen Angelegenheiten zu haben. John Quincy Adams war ein Unitarier, hatte einen Stuhl in der presbyterianischen Kirche und diente als Truistee derselben, war aber kein Abendmahlsglie. Als einst ein Schneegestöber am Sonntag die Straßen fast ungangbar machte, sah man ihn in tiefem Schnee zur Kirche waden und er bildete mit sechs anderen die ganze Zuhörerschaft der Kirche, aber das heil. Abendmahl nahm er nie. Jackson war jeden Sonntag Morgen in der presbyterianischen Kirche als ein sehr ernster und aufmerksamer Zuhörer. Nach beendigtem Gottesdienst machte er dem Prediger eine Verbeugung und ging stattdes zur Kirche hinaus. Vor ihm wagte es Niemand die Kirche zu verlassen; aber das Abendmahl genoss er nie. Van Buren besuchte dabei die reformirte Kirche, in Washington die episcopale, aber Glie war er nicht. Polk ging jeden Sonntag Morgen in die presbyterianische Kirche. Seine Frau war dort Glie; er nicht. General Taylor besuchte die episcopale Kirche, aber nicht regelmäßig. Pierce war ein Glie und regelmäßiger Besucher der presbyterianischen Kirche, aber kein volles (Abendmahls-) Glie, denn zum Abendmahl ging er nie. Buchanan besuchte regelmäßig die presbyterianische Kirche. Er war auch Präsident der Truistees des reform. College in Lancaster; aber Glie war er nicht. Lincoln besuchte regelmäßig die presbyterianische Kirche. Seine Frau war Glie; er nicht. Grant's Frau ist Glie der Methodistische Kirche. Er selbst ist regelmäßiger Kirchengänger, aber nicht Glie. — Die meisten aller dieser Präsidenten waren nicht getauft. (N. Bgg.)

Beim Stiftsprobst v. Döllinger sind, wie es heißt, von Seite der Kurie, natürlich in indirekter Weise, mehrere Schritte geschehen, um denselben zu einer Umkehr zu bewegen. Man ersuchte ihn, doch mit dem päpstlichen Nuntius in Unterhandlungen einzutreten; Döllinger aber erwiderte, der päpstliche Nuntius habe sich früher gar nicht um ihn bekümmert, wenn er jedoch zu ihm kommen wolle, so werde er ihn ebenso freundlich empfangen, wie die anderen Personen, welche ihm die Ehre ihres Besuchs schenken. Man erbatte ihm auch, daß Pius IX. noch immer das größte Wohlwollen gegen ihn hege und fort und fort für ihn bete. „Dieses Wohlwollen“ antwortete Döllinger, „kann sich doch nur auf mein körperliches Wohlbefinden beziehen, der Papst hat mich ja in den Bann thun lassen.“ — Als in der vorhergehenden Woche der Professor der Rechte an der hiesigen Universität Dr. Jenzger, ein Greis von 73 Jahren, dem Tode bereits nahe war, wurden ihm, weil er die Zustimmungsadresse an Döllinger mit unterschrieben hatte, von der zuständigen Geistlichkeit die Sakramente verweigert; der exkommunicirte Prof. Dr. Friedrich sprachete ihm dieselben. Ebenso übernahm er auch die Leichenbestattung, welche am letzten Sonntag erfolgte. Gegen 20,000 Menschen strömten bei derselben zusammen, doch fiel auch nicht die leiseste Unordnung vor. Diejenigen, welche Prof. Friedrich nahe genug standen, dessen Rede zu vernehmen, unter ihnen schlichte Bürger, erklärten, daß sie die Milde derselben tief gerührt habe, indem darin kein einziges scharfes Wort über die Härte, mit welcher man den guten alten Jenger behandelt, vorgekommen sei. Der Professor der Chirurgie Dr. Rothmund liegt jetzt gleichfalls sterbenskrank darnieder, und da auch er zu den Unterschreibern jener Adresse gehört, so ist man natürlich sehr gespannt darauf, wie man sich in diesem Fall verhalten wird, nachdem man bei der Beerdigung des Professor Jenger offenbar eine Art von Niederlage erlitten hat. Inzwischen hat der Geistliche der Ludwigsparrei, wohl auf Aufseherung des Erzbischofs, eine Beschwerde beim Staatsministerium über unbefugte Vornahme geistlicher Handlungen eingereicht. Durch dies alles schürzt sich der Knoten der Verwickelung immer mehr und tritt die Nothwendigkeit entscheidender Schritte immer näher an das Ministerium und die Krone heran. (Nig. L. Nat.)

Anno 1539 ist in Berlin zum erstenmal das Evangelium gepredigt worden. Da trat nämlich ein alter Mann auf von 77 Jahren, der sagte: „Liebe Christen, heute sollen wir evangelisch werden, was wollen wir aber für einen Text nehmen? Wir wollen sehen, wie David evangelisch geworden.“ Hierauf fuhr der Alte fort, seine eignen Fragen beantwortend: „Ist denn David auch schon evangelisch gewesen? — Ja, so heißt uns Gott jetzt auch evangelisch werden, wie er gewesen.“ Dann nimmt er sein Psalterlein zur Hand, liest laut den ersten Psalm und sagt: „Liebes Volk, also lehrt David, wie wir sollen evangelisch werden: Zum ersten muß die Lehre rein und lauter sein, Darnach beweise sich die Lehr in Früchten sein!“

„Das Gebet ist der Wittve ein Wall um's Küttelein.“ — Dies Sprüchwort schreibt sich her von solcher Begehrtheit: In einem Dorf war zur Winterzeit der Feind angefangen worden. Der hatte überall grausam gewirksam und nachts in großen Häusern, und die Leute im Dorf hatten selber nicht viel mehr, als das nackte Leben und ihre leeren Häuser. Drum rannten sie ratlos hin und her mit Sammeln und Klagen, wußten nicht, was anfangen und hielten sich alle für verloren. Gerade im ersten Hause des Dorfes wohnte eine alte Großmutter mit ihrem jungen Enkel, die dachte, als sie die Hiobspost vernahm: „In Gottes Namen! Ich will beuten!“ nahm ihr Gesangbuch, legte die Hände zusammen, betete ihr Lied, und drin kamen die Worte vor:

„Eine Mauer um uns bau,
Daß dem Feinde davor grau.“

„Ach, Großmutter“, sagte der Enkel, „es wäre wohl gut, wenn unser Herrgott eine Mauer um uns bauen wollte, wir hätten's am allersthigsten, denn in unser Haus werden sie am ersten fallen die hungrigen Wölfe, aber das ist doch nichts geredet!“ — „Ei wohl“, sagte die Alte, „er kann Alles, er wird's wohl können!“ Draußen fing's an zu regnen, aber heftig zu schneien, der Nordwind blies dazwischen, und endlich zogen die Feinde heran. Bald hörte man ihr Geschrei durch's ganze Dorf, es wurde an die Läden geklopft, gesucht und um Hilfe gerufen, und eine ganze Stunde lang hörte man immer neue Scharen in's Dorf reiten. Vor dem Hause der Großmutter aber blieb Alles still — die Feinde ritten wohl lärmend vorbei, aber an's Haus rührte keiner; da legte sich die Alte endlich zur Ruhe. Am Morgen, als die Feinde abgezogen sind, macht der Enkel vorständig die Thüre auf, schaut hinaus, schaut und reißt die Augen, denn er kann die Straße nicht sehen. So lang das Haus war, lag ein Berg da von Schnee, den in der Nacht der Wind zusammengeweht hatte. Das war die

Mauer, die der Herr um's Haus gebaut. Er hatte das Gesein dazu vom Himmel schneien und vom Nordwind hatte er die Mauer aufbauen lassen, still und schnell noch vor Mitternacht, — es wäre sonst zu spät gewesen, — und der Feind war dran vorbei gezogen.

Missionsfest.

Am 4. Sonntag nach Trinitatis, den 2. Juli, wurde in Jefferson, in der Gemeinde Herrn Pastor Ungroth's ein Missionsfest gefeiert. Da auch die Gemeinden der Pastoren Gensike, Brockmann und Dyig an der Feier theilnahmen, so war das Fest zahlreich besucht. Morgens predigten Professor Stellhorn aus Watertown und Pastor Gensike. Nachmittags Pastor Dypen aus Columbus und Pastor Brockmann. Zum Schluß hielt Pastor Ungroth eine kurze Ansprache. Da das Fest auch von schönem Wetter begleitet war, so fiel es herrlich aus. Möge der Segen, welchen es den Theilnehmern brachte, dauernd sein. Die Collete betrug 115 Dollars.

Missionsfest.

Am 2. Sonntag des Juli d. J. hatten die ev. luth. Gemeinden in und um Town Rosel, nämlich die Gemeinden der Herren Pastoren Jäger, Dovidat und Kleinhaus, die Freude, wiederum ein Missionsfest feiern zu können. Obgleich es in der vorhergehenden Nacht stark regnete und deshalb manchem die Besorgniß kam, es möchte die Zahl der Theilnehmer an dem Feste eine geringe werden, fanden sich doch die lieben Glaubensbrüder schaarenweise ein und die Professoren Ernst und Stellhorn und die Pastoren Dovidat und Kleinhaus hatten die Freude, das Wort des Lebens, theils in längeren Predigten, theils in kürzeren Ansprachen, einer zahlreichen und recht aufmerksamen Zuhörerschaft verkündigen zu dürfen. Die den Umständen nach reichliche Collete betrug ca. \$102, wovon ungefähr zwei Fünftel für äußere und drei Fünftel für innere Mission bestimmt wurden. Mittags erquickte den Leib ein fettemäßiges Essen. Alle Theilnehmer werden sich mit Freuden des lieblichen Festes erinnern und nur wünschen, daß Gott in Gnaden ein ähnliches im nächsten Jahr bescheren wolle. K. W. Si.

Missionsfest.

Am 5. Sonntag nach Trinitatis feierte die luth. Gemeinde in North-Keeds, Columbia-Co., ihr erstes Missionsfest. Vom schönsten Wetter begünstigt, sammelte sich die Gemeinde in einem nicht fern von der Kirche gelegenen Wäldchen und hörte von mehreren anwesenden Predigern das Wort der Wahrheit. Die Collete betrug \$29, die zwischen einheimische und Weiden-Mission vertheilt wurden.

Conferenz-Anzeigen.

Die südliche Conferenz versammelt sich am 21. August Nachmittags in der Wohnung von Herrn Past. S. Hoffmann zu West-Granville. Gegenstand der Verhandlungen: Augustana Art. V; Exegese: Galat I, 8 ff. Da zum aufrichtigen Bedauern und Leid der Conferenz verschiedene Mitglieder bei den letzten Verhandlungen fehlten, so hofft man der Liebe nach, daß jedes Mitglied durch seine Anwesenheit jegliches gerechtfertigte Aergerniß vermeide. Im Namen und Auftrag der Conferenz K. S. Hug, Sect.

Den lieben Brüdern im Amte, welche den Sitzungen der Mississipi-Conferenz beizuwohnen gedenken, hiermit zur Nachricht, daß Morgens am 22. August Fuhrwerke in Tomah bereit sein werden, sie nach Ridgewille hinauszubringen. A. F. Siegler.

Schul-Gröffnung.

Das neue Schuljahr unserer Anstalt zu Watertown fängt für das deutsche Gymnasium mit dem 6. September, und für die englische Akademie mit dem 13. Septbr. an. Da ein ziemlicher Zuwachs an Schülern in Aussicht steht, so sind Alle, welche Kinder in die Anstalt zu schicken gedenken, ersucht, ihre Anmeldungen zeitig bei Herrn Inspektor Ernst zu machen.

Quittungen.

Für's Gemeinde-Blatt haben bezahlt: Past. Sprengling VII. \$1 — Prof. Neumann, V. u. VI. \$1,20. R. A. Delberg.

Bescheidene Bitte!

Eine große Anzahl der Leser des Gemeinde-Blattes ist noch mit ihrer Zahlung für den mit dieser Nummer zu Ende gehenden Jahrgang im Rückstand, und da der Redaktion durch diese Verzögerung große Verlegenheiten bereitet werden, so bitten wir freundlichst um baldige Einfindung des rückständigen Betrags.